

Quelle: MSZ Galerie Großer Geister

Konrad Lorenz, Verhaltensforscher

„Donald, es gibt so etwas wie gut und böse, es gibt anständige Menschen und es gibt Schurken, und der Unterschied zwischen ihnen ist zweifellos genetisch.“ (Brief vom Konrad)

Der Leser dieses Flugblatts sei vorweg gewarnt, dem Konrad Lorenz einmal leibhaftig zu begegnen:

„Ich zumindest muß mich zu dem Wunsch bekennen, den langweiligen hübschen jungen Männern und — nicht ganz so fest — den bärtigen ungewaschenen Typen einen Tritt in den Hintern zu versetzen.“

Doch handelt es sich bei dieser Drohung um kein gewöhnliches Mißfallen an der heutigen Jugend. Zum einen verrät die unterschiedliche Dosierung gewisse Sympathien eines Naturburschen, der selbst aus Eichenholz und Gummistiefeln geschnitzt ist. Und zum ändern kündigt der seiner selbst gewisse Zwang zum Bekenntnis von einem Professorenamt, das die Moral des gesunden Volksempfindens zu den wissenschaftlichen Ehren einer *Ethologie* gebracht hat.

Verhaltenswissenschaft: Die Lehre vom Verhältnis zwischen dem Tier im Menschen und dem Menschen im Tier

In der Person des Konrad Lorenz ist der Nobelpreis — verlegenheitshalber war es der für Medizin — erstmals jener modernen Wissenschaft zuerkannt worden, die dem Staat seine Probleme lösen möchte, indem sie „das Verhalten“ zum Forschungsgegenstand erklärt:

„Bei friedlichen oder kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen Nationen geht es in der Hauptsache stets um das Problem der menschlichen Freiheit und ihrer Kontrolle. Totalitarismus oder Demokratie, der Staat oder das Individuum, eine geplante Gesellschaft oder übermäßige Toleranz, der Einfluß von Kulturen auf fremde Völker, der wirtschaftliche Determinismus (!), die individuelle Initiative, die Propaganda, die Erziehung, der Krieg der Ideologien — immer geht es um die fundamentale Natur menschlichen Verhaltens.“

Ein Vulgärwissenschaftler von heute löst nicht nur alles, was die Menschheit so treibt, in die Abstraktion von jeder besonderen Tätigkeit — „Verhalten“ — auf; er läßt auch keinen Zweifel daran, weshalb er dieser Abstraktion ausgerechnet mit dem Attribut „menschlich“ zur Würde eines besonderen Gegenstandes verhilft. Er hat sich der menschlichen Freiheit dergestalt angenommen, daß sie ihm ein *Problem* bereitet und *kontrolliert* werden muß, entdeckt also **den** Menschen darin, daß er ausgerechnet in seinen früher einmal gefeierten, altehrwürdigen Prädikaten wie „*Bewußtsein*“ und „*Wille*“ ein **Risiko** darstellt. Vom „*menschlichen Verhalten*“ redet er, weil es ihm um das staatsbürgerliche Wohlverhalten zu tun ist — und von dieser sicheren Warte aus wären Krieg und Frieden, Wirtschaft, Ideologie und Erziehung völlig falsch behandelt, würde man sie erklären. Es *gibt* das alles ja, und das einzig interessante „*Problem*“ besteht darin, ob der menschliche Wille, jene ewige Quelle von Widersetzlichkeit und Un-ordnung, für die Abwicklung dieser schönen Geschäfte auch tauglich bleibt. Solche kritischen Bedenken bezüglich der Menschen-Natur treiben den Vulgärwissenschaftler zur Radikalität seines Denkens: insofern er den freien Willen als *Schranke* für die Staatsaktionen betrachtet, hat er den brennenden Wunsch, ihn loszuwerden. Insofern aber selbige Staatsaktionen ohne bewußt handelnde Menschlein nicht ins Werk gesetzt werden können, quält ihn

die Frage, wie ein freier Wille so zugerichtet werden kann, daß er so gefügig ist, als wäre er gar nicht vorhanden. Also schreitet ein Verhaltensforscher mit Hilfe der Erkenntnis, daß ein Mensch ohne Willen und Bewußtsein zum Vieh wird, zur eigentümlichen Leistung seiner Disziplin: er entdeckt „*Verhalten*“ am **Tier** und legt sich damit den **Menschen** als *zoologische Charakterfrage* zurecht. Was am Menschen *nicht* Tier ist, untersucht er *als* das ihm mit dem Tier Gemeinsame, also *als* das Tierische an ihm (deswegen auch Nobelpreis für Medizin!); das Tier wiederum unterstellt er in seiner Untersuchung als ein Wesen, das keineswegs bloß unter bestimmten Verhältnissen lebt, sondern das „sich verhält“, d.h. das sein

Dasein als bewußtes, *absichtsvolles Verhältnis* zu seinen Lebensbedingungen praktiziert. So *leugnet* der Verhaltensforscher den Menschen als freie Subjektivität, indem er die Tierwelt einschließlich des Menschen, vom Gen angefangen, als moralische, nämlich auf die „sittliche Ordnung“ bezogene Veranstaltung betrachtet: siehe Motto — und findet darin *sein* Mittel, zur Moral der Menschen beizutragen.

Während nun demokratische Ethologen wie der Ami Skinner — von welchem obiges Zitat — sich hier in der Weise verdient machen, daß sie durch monströse Dressurleistungen an bornierten Viechern die Bedingungen einer durchgreifenden demokratischen Menschenbildung erkunden — wenn schon Papageien Rollschuh laufen und Hühner ihr Geld, statt es auszugeben, in die Spargbüchse stecken, wieso sollte man dann nicht Vietnamesen, Chinesen und sonstiges Getier dazu bringen können, sich wie gesittete Amerikaner zu verhalten? —, kultiviert der Lorenz aus Österreich die Identität von Mensch und Tier unter Verzicht auf jegliche Entartung beiderseits. Sein Material besteht aus Besserem als „empty organisms“, und er braucht weder viel Statistik in der Theorie noch den kleinsten Elektroschock in der Praxis.

„Bei der Erziehung eines Hundes spielt die soziale (!) Anerkennung eine gewaltige Rolle. Ich bewundere (!) und lobe ihn, wenn er zum erstmal außerhalb des Hauses sein kleines Geschäft verrichtet.“

Konrad Lorenz betreibt *seine* Verhaltensforschung vom Standpunkt des Tierfreunds, dem nichts selbstverständlicher ist, als daß nicht nur er ein Verhältnis zu seiner Katze, sondern auch diese sich ein soziales Verhältnis mit ihm ganz absichtlich eingerichtet hat, — ein wissenschaftlicher Standpunkt, der einerseits mehr und Größeres beinhaltet als bloße Wissenschaftlichkeit — er

„verlangt eine so unmenschliche (?) Geduld des Beobachters, daß das theoretische Interesse am Tier allein nicht hinreichte, die Ausdauer zu unterhalten, wäre die Liebe nicht, die gerade im Verhalten (!) von Mensch und Tier das Verwandte, das sie fühlte (!), nun auch zu sehen vermag“ —,

der andererseits mit aktiver Teilhabe an der Borniertheit des schwimmenden Federviehs entschädigt —

„Glückliche Wissenschaft, in der ein wesentlicher Teil der Forschung darin besteht, daß man nackt und wild (!) in der Gesellschaft einer Schar Wildgänse in den Donauauen herumkriecht und -schwimmt“.

Die höchste, in Konrad Lorenz nobelpreisgekrönte Vollendung dieses Standpunkts besteht eigentlich weniger in der Verfertigung falscher Erklärungen als darin, mit der eigenen entblößten Forscherexistenz, ganz „Gans unter Gänsen“, praktisch vorzuführen, daß wahres Menschentum am unverfälschtesten im Tierreich zu finden ist.

Tiere sind die besseren Menschen

Wo findet man z.B. heutzutage noch lebendige Beispiele wahrer Kinderliebe — außer unter den Schwimmvögeln?

„Diese tief instinktmäßige Abneigung gegen das Alleinsein band Martina (eine Gans) fest an meine Person. Martina folgte mir überall und war vollkommen zufrieden, wenn ich am Schreibtisch arbeitete und sie sich unter meinem Sessel hinlegen durfte. Sie war gar nicht lästig; ich möchte den Menschen kennen, oder besser, ich möchte ihn nicht kennenlernen, den die Anhänglichkeit eines derartigen Gänsekinds nicht entzückte und rührte.“

Ein Wesen zu besitzen, das instinktmäßig gar nicht anders kann als gehorchen und lieb sein, ist in der Tat das Ideal nicht nur von geplagten Menscheneltern, denen auch das folgsamste Kind doch bisweilen lästig fällt: Welcher Mensch auf dieser argen Welt vermöchte sich dem Gefühl herzentückender Rührung zu verschließen, wenn so ein junges Ding ohne Murren vollbringt, was die meisten weniger hochgestellten Menschen einschließlich ihrer Blagen nur aus Not tagaus tagein tun: keine Ansprüche stellen, nicht lästig fallen und Glück über die Anwesenheit des Gebieters empfinden! Und wo findet man noch einen Beweis dafür, daß auch unter Erwachsenen „*Treue doch kein leerer Wahn*“ (Kapitelüberschrift) bleiben muß — wo, wenn nicht in der Freundschaft des Menschen mit des Menschen bestem Freund?

„Plötzlich, oft innerhalb weniger Tage,“ (schnell geht es also auch noch!) „entsteht eine Bindung, die um ein Vielfaches fester ist als alle, aber auch alle Bindungen, die zwischen Menschen je bestehen. Es gibt keine Treue, die nicht schon gebrochen wurde, ausgenommen die eines wirklich treuen Hundes.“

Zwar gibt es auch unter diesen edlen Tieren bisweilen skrupellose Materialisten, die ihre schnöde Jagdlust über den moralischen Höchstwert exklusiver Treue zu ihrem Herrchen stellen und folglich — zumal wenn sie noch eitel sind — mit des Forschers allerhöchstem Stirnrunzeln rechnen müssen:

„Schon den vielen bestechend schönen und formedlen Rassen der langohrigen Jagdhunde“ (außen hui, innen pfui!) „nehme ich es übel, daß sie meist mit jedem Menschen mitzugehen bereit sind, der ein Gewehr trägt.“

Zu solchen Entartungen kann es jedoch nur kommen, wenn der menschliche Züchter die Stimme des Wolfsblutes im Köter erstickt hat. Denn an sich hat die Natur den Hund mit einer Moral ausgestattet, von der mancher deutsche Landser, der seinem Führer Treue bis in den Tod geschworen hatte und dann im Feld das Weite suchte, sich eine dik-ke Scheibe hätte abschneiden können:

„das Wolfsrudel (zieht) durch die Wälder des Nordens als eine verschworene und, wie wir wissen, recht exklusive Gemeinschaft, die wie Pech und Schwefel zusammenhält und deren Mitglieder bis in den Tod füreinander eintreten. ... Die zurückhaltende Exklusivität und der kämpferische Zusammenhalt um jeden Preis sind die Eigenschaften des Wolfes, die den Charakter aller stark lupusblütigen Hunderassen in einem sehr günstigen (!) Sinne beeinflussen.“

So viel naturwüchsige Moral auf Seiten des Hundes verlangt natürlich auch vom Herrchen einiges. Der zweibeinige Freund hat für „soziale Umstände“ zu sorgen, in denen unsere vierbeinigen Tugendbolde ihre wahre Menschennatur auch voll ausleben können — damit es ihnen nicht so geht wie den

„allermeisten der nordamerikanischen Schlittenhunde, deren tiefere Seelenwerte fast nie ausgeschöpft werden, wenn nicht ein Jack London sie erkennt und erschließt“

Selbstverständlich muß vor allem das Herrchen als solches erhalten bleiben. Denn was passiert mit der Tugend unbedingter Treue, wenn ihr der zuständige Führer abhanden kommt?

„Mußt du ihn verlassen, so gerät das Tier völlig aus dem Gleichgewicht, ... sinkt in seinem Schmerz moralisch auf das Niveau eines herrenlosen Straßenhundes“ (auch im Tierreich ist ein Strolch, wer keinen Herrn hat) *„und streunt, Untat auf Untat verübend, in der Gegend umher“*, (selbst im Tier bricht das Tier durch, wenn es keine Autorität über sich spürt!).

„Der Hund“ hat also auch seinerseits sehr weitsichtig gehandelt, als er sich einst entschloß, fortan das höhere Tier „Mensch“ als seinen natürlichen Vorgesetzten anzuerkennen; und solche Klugheit verdient Lob:

„Für mich ist es ein merkwürdig angenehmer, ja geradezu erhebender Gedanke, daß der uralte Bund zwischen Mensch und Hund von beiden vertragsschließenden Parteien(!) freiwillig unterzeichnet (!) worden ist. Alle anderen Haustiere sind leibeigene Sklaven, nur der Hund ist ein Freund. Gewiß (!), ein ,ergebener und untergebener (!!) Freund.“

Auch wenn „hund“ sich mit seiner kooperativen Einstellung zu den Zwecken der Menschen Kette und Zwinger nicht erspart hat, so vermag der gelehrte Tierfreund an ihm dennoch das anheimelnde Ideal wahrer Freundschaft zu entdecken. Denn dieses Ideal einer von partnerschaftlicher Zuneigung getragenen Sklaverei ist nicht nur von unmittelbarer moralischer Nutzenanwendung für die einander nur zu häufig abgeneigten menschlichen „Sozialpartner“. Mit der Vorstellung vom Hund als jemandem, der von Natur freiwillig in aller Freundschaft seinen hündischen Charakter ausleben will, so daß Freund Mensch zur Herrchenrolle geradezu moralisch verpflichtet ist, verheißt der Verhaltensforscher darüber hinaus einem jeden Tierfreund seine reelle Chance, wenigstens in **einer** „sozialen Beziehung“ als Befehlsgeber Anerkennung zu finden. Und das ist um so wichtiger, je mehr Herrchen ansonsten selber herumgeschubst wird — ist es doch in Wahrheit erst das Kommandieren, was den Menschen zum Menschen macht und ihn seiner Identität versichert:

„Ich jedenfalls habe den Hund, der in trüben fremden Städten“ (wo niemand den dereinstigen Nobelpreisträger kennen wollte) *„mir auf den Fersen trottete“* (in Japan hat man für so was noch die Frau) *„sehr nötig gehabt (!) und viel Halt an der Tatsache seiner Existenz gefunden, so etwa, ... wie man Halt an irgendetwas sucht, das einem im filmhaften Dahinfließen des Lebens“* (ohne Kriege, Katastrophen und Auszeichnungen erleidet der existenzielle Konrad Realitätsverluste) *„sagt, daß man immer noch man selbst (!) ist. Wenige Dinge gibt es, die mir diese Versicherung so deutlich und beruhigend geben, wie die Treue meines Hundes.“*

Die Tierwelt: Ein biologisches Sinngebilde

Lorenz' Wissenschaft erschöpft sich allerdings doch nicht völlig darin, daß er solcherlei dem Tierfreund theoretisch selbstverständliche und praktisch geläufige moralische Nutzbarmachung der Tierwelt bei jeder sich bietenden Gelegenheit — etwa im Rundfunk unter der Rubrik „Was ist der Mensch“ (Titel einer einschlägigen Sendereihe des SR mit Lorenz-Vorträgen) — und in populären Büchern mit hoher Auflage als *„Beiträge der Zoologie (!) zum Selbst(!) Verständnis des Menschen“* verkauft. Lorenz wäre trotz allem sicher nicht Nobelpreisträger geworden (noch nicht einmal für Medizin), verfügte er nicht über einen wissenschaftlich respektablen falschen Gedanken, mit dem es ihm gelingt, seiner moralischen Idealisierung des Hundelebens den Anschein einer zoologischen

Begründung zu verleihen. Als ernster Forscher stellt er sich beispielsweise die Frage, *weshalb* in einer Welt, in der fünf jährige Menschenkinder jedem fremden Onkel nachlaufen, der ihnen ein Bonbon gibt, ausgerechnet das Gänsekind Martina, zu Testzwecken alleingelassen, ein so exzessives Maß von Anhänglichkeit an seine Person aufbringt, und verfällt auf folgende wissenschaftliche Erkenntnis:

„Es ist biologisch sinnvoll (!), daß ein solches verlorenes Schäfchen weder an Essen noch an Trinken oder Schlafen denkt (!), sondern jeden Funken Energie, bis zur völligen Erschöpfung, für Hilferufe aufwendet, die es vielleicht die Mutter wiederfinden lassen.“

Die alleingelassene Graugans denkt also deswegen nicht ans Futter, weil sie — tugendhafte. Person, die sie ist — stets Höheres im Sinn hat: das „biologisch Sinnvolle“, nämlich das Überleben der eigenen Gattung, ist der Grund ihres Handelns. Und weil dies in der Tat ein hoher Zweck ist, ist es doch beruhigend zu wissen, daß überhaupt kein Tier ihn jemals aus dem Auge verliert, noch nicht einmal beim Fressen:

„Ganz selbstverständlich hat der Fresser ein brennendes Interesse am Weiterleben der Art von Beute, von der er lebt, sei es Tier oder Pflanze.“

Das Tier frißt, nicht mehr und nicht weniger; und wenn es schon eine Lüge ist, daß es sich nicht nur mit Zähnen und Magen, sondern auch noch gedanklich mit seiner Beute beschäftigt, so ist es erst recht aberwitzig, sich vorzustellen, es hätte ein Interesse an botanischen oder zoologischen Allgemeinheiten: so sehr ein Affe vom Vorhandensein von Bananen abhängt, so wenig interessiert er sich für die Gattung. Genau diese blödsinnige Unterstellung ist jedoch der Ausgangspunkt des Verhaltensforschers; und er erfindet sich damit neben der biologischen Wissenschaft seine besondere Fragestellung und sein spezielles Forschungsfeld:

„Die Tatsache des Angepaßtseins hat eine für die Biologie charakteristische Frage zur Folge, die in Chemie und Physik unbekannt ist, die Frage ‚wozu?‘. Wenn wir fragen ‚Wozu hat die Katze gebogene, einziehbare Krallen?‘ und antworten, ‚um damit Mäuse zu fangen‘, suchen wir nicht nach der endgültigen teleologischen Bedeutung von Katzen-krallen. Wir verwenden nur eine Kurzform, um eine wissenschaftliche Kausalfrage zu stellen, die ungekürzt lauten sollte: ‚Was ist die Funktion, deren Überlebenswert den Selektionsdruck auslöste, durch welchen die Katzen veranlaßt (!) wurden, diese besondere Krallenform zu entwickeln?‘ "

Die Mühe des Autors, seine Absicht in ein Argument zu kleiden, verdient hier einmal besondere Anerkennung. Zwar folgt erstens aus keiner Tatsache jemals eine Frage. Zweitens hat einer, der von Anpassung spricht, die Suche nach Zwecken schon nicht mehr nötig. Drittens berechtigt selbst der Unterschied von langen und kurzen Sätzen nicht dazu, mit „wozu“ den Katzen eine Strategie anzudichten und den „Selektionsdruck“ zum historischen Werk der Gattung hochzujubeln. Viertens schließlich ist diese für einen Verhaltensforscher typische Fragerei in Physik und Chemie deshalb unbekannt, weil man in diesen Wissenschaften zufrieden damit ist, die *Gesetze* der Natur herauszufinden: Wer weiß, **warum** sich H mit O verbindet, erfindet keinen Anlaß dazu für den Wasserstoff mehr — es sei denn, er will eben moralisch-religiös die ‚sinnvolle‘ Gestaltung der Natur demonstrieren! Dem gelehrten Tierfreund ist es in diesen wenigen Zeilen jedoch gelungen, das Prinzip all seiner falschen Überlegungen aufs Genaueste zu umreißen: Neben der Biologie, die seit Darwin daran arbeitet, die Funktionsweise der offensichtlich zweckmäßig gebauten Organismen zu begreifen, etabliert die Verhaltensforschung sich als ein Fach, das von den Ergebnissen der Biologie nur die Abstraktion festhält, *daß* lebende Organismen in der Regel überaus zweckmäßig funktionieren; dazu denkt sie sich dann allerlei Schwierigkeiten aus, in die ein Lebewesen geraten würde, wenn es weniger zweckmäßig eingerichtet wäre, und erennt die Tatsache, daß das Lebewesen aufgrund der Einrichtung, die es *hat*, diese Schwierigkeiten *nicht hat*, zur *Erklärung* seiner Beschaffenheit. Die

Verhaltensforschung gründet sich somit einerseits parasitär auf die Erfolge der Zoologie, andererseits auf den Zirkelschluß, der das Prinzip der Soziologie ausmacht: zu dem, was es gibt und zu erklären wäre, ein dadurch angeblich gelöstes Problem zu erfinden, um aus der Leistung, dieses Problem zu lösen, den Grund der zu erklärenden Sache zu machen:

„Wir wissen nämlich, daß es die Leistung des Organs ist, die seine Form verändert.“

Die Darwinsche Entdeckung der natürlichen Zuchtwahl verwandelt diese moderne Afterwissenschaft also in die soziologische Begutachtung der Tierwelt, kürzt so erfolgreich die Biologie aus der Biologie heraus, ergeht sich stattdessen in beständigen Beglückwünschungen der Natur zu den sinnreichen Einrichtungen, die sie fürs Überleben ihrer Lebewesen getroffen habe, und bereitet mit solchen Tautologien die Natur auf zum Material für Wünschelrutengänge mit der **Sinn-frage**. Zum Beispiel:

Was hat die Natur sich dabei gedacht, als sie ihrem Getier „das Böse“ eingepflanzt hat?

„Die Gefahr (!), daß in einem Teil des zur Verfügung stehenden Biotops eine allzu dichte Bevölkerung einer Tierart alle Nahrungsquellen erschöpft und Hunger leidet, während ein anderer Teil ungenutzt bleibt, wird am einfachsten (!) dadurch gebannt, daß die Tiere einer Art einander abstoßen. Dies ist, in dürren (?) Worten, die wichtigste arterhaltende Leistung der intraspezifischen Selektion.“

Logisch: Ohne daß die Tiere im Streit auseinandergingen, würden sie immer alle zusammenbleiben wollen und z.B. samt und sonders dieselbe karge Wiese abweiden, während nebenan die saftigen Gräser wachsen.

Oder, noch 'ne Funktion, wenn es nicht immer die Kloppelei um die Weiber gäbe, würden auch ausgesprochen schwächliche Kreaturen sich fortpflanzen, die hinterher kaum für ihre Brut aufkommen könnten, was für die Evolution ganz sicher viel hinderlicher ist, als wenn diese Typen erst gar keine Kinder gemacht hätten. Ein Thema, bei dem natürlich auch die Fälle zu bedenken sind, wo bloße Schönheit beim anderen Geschlecht einen Stich macht, was als Sackgasse der Evolution abgelehnt gehört (vgl. das profes-sorale Bekenntnis vom Anfang). Aber weil am Ende das Böse doch nicht nur gut ist, sondern, wie der Name schon sagt, auch böse, ist andererseits auch eine Ordnung — z.B. die Hackordnung — sehr nützlich, weil sie all die nützlichen Streitereien wieder einschränkt. Und so weiter und so fort. Wie seine Geschichten für den mitdenkenden Tierfreund haben also auch des Nobelpreisträgers soziologische Gutachten über die

sinnreichen Wege und Methoden der Evolution allesamt dasselbe Resultat: Tiere sind so vortreffliche Menschen, weil die Natur sie mit allen Tugenden ausgerüstet hat, die für den edlen Zweck der Arterhaltung, also für das große Ganze nötig sind. Daß es bei diesem Kompliment an die Tierwelt in gar keiner Hinsicht um die Natur geht — weder wird sie erklärt, noch kommen Lorenz' Expertisen ihr für die Fortführung der Evolution zugute: trotz Konrads Unterredungen mit Hunden und Gänsen ist die Naturnotwendigkeit nach wie vor nicht nur blind, sondern vor allem auch stur! —, sondern um den moralischen Haushalt der Menschen, die sich im Unterschied zu der Natur deren „biologischen Sinngehalt“ zu Herzen nehmen können und sollen, dazu bekennt Lorenz sich ganz offen dort, wo er seinen Adressaten: das höhere Wirbeltier „Afensche“ zu seinem Thema macht.

Der Mensch: ein Tier, das Probleme macht

Zu diesem Thema ist von Seiten der Verhaltensforschung nämlich als Erstes festzuhalten, daß man **das Menschliche** am Menschen nur dann begreifen kann, wenn man sich vor Augen führt, wohin er **als Tier** es gebracht hat:

„Ich behaupte, daß man die Einzigartigkeit-des Menschen erst dann in ihrer ganzen eindrucksvollen Größe zu sehen . bekommt, wenn man sie von jenem Hintergrunde alter, historischer Eigenschaften sich abheben läßt, die dem Menschen auch heute noch mit den höheren Tieren gemein sind.“

Als eindrucksvollste dieser tiergeschichtlichen Eigenschaften des Menschen, die zugleich ein Gutteil seiner Einzigartigkeit erklärt, entdeckt Lorenz seine eigentümliche *„Spezialisierung auf Nichtspezialisiertsein“* (deswegen haben menschliche Spezialisten ja auch immer so etwas Unmenschliches an sich). Logischerweise unterscheidet dieses spezielle Spezialistentum ihn nämlich von alle den Beinahe-Artengenossen, die auf Spezialitäten spezialisiert sind; die Hand reichen kann er aber den Ratten und Raben:

„Buchstäblich alle höheren Tiere, die zu Kosmopoliten (!) geworden sind, sind typische unspezialisierte Neugierwesen,“

Wenn die Menschen somit wesentlich Ratten sind, dann kann der qualitative Unterschied zwischen Tier und Mensch damit allerdings noch nicht gefunden sein:

„Dennoch (!) ist die Weltoffenheit des Menschen nicht nur graduell-quantitativ, sondern auch qualitativ von derjenigen tierischer Spezialisten auf Nichtspezialisiertsein verschieden. Dieser so wesentlicher Unterschied liegt darin,“ (jetzt kommt's!) *„daß beim Menschen die forschende Auseinandersetzung mit der Außenwelt bis zum Senilwerden erhalten bleibt, während sie bei sämtlichen Tieren nur eine kurze Phase der individuellen Entwicklung darstellt.“*

Der Mensch ist also dadurch **keine** Ratte, daß er bis ins hohe Alter eine **junge** Ratte bleibt, was es bei den Tieren nicht gibt (ein schönes Beispiel für den Umschlag von Quantität in Qualität).

„Ein alter Kolkrabe oder eine alte Ratte hat“ (im Unterschied zu einem jung gebliebenen Professor) *„durchaus nichts mehr von jener Weltoffenheit, die uns am jungen Tier als so menschlich und verwandt anspricht.“*

Vom Tier aus gesehen, ist der Mensch ein großes Kind: er ist

„die Folge einer eigenartigen Entwicklungshemmung (!), die gewissermaßen (!) eine dauernde ‚Verjugendlichung‘ des Menschen bewirkt.“

Hier zeichnet sich bereits ab, daß das Einzigartige am Menschen dem Verhaltensforscher, der alles unter dem Kriterium des „biologisch Sinnvollen“ und vom Standpunkt der arterhaltend-tugendhaften Tiernatur aus betrachtet, vor allem als *praktisches Problem* auf stößt. So greift er am Ende zu dem (vielleicht doch etwas gewagten?) Begriff der *„Fötilisierung“*, um klarzustellen, daß das ewig-junge menschliche Bewußtsein seinen Besitzer im Grunde genommen seine natürliche Überlebensfähigkeit kostet. Und mit dem folgerichtig anschließenden wissenschaftlichen Hinweis, daß der Freiheit die Naturnotwendigkeit abgeht —

„Die spezifisch menschliche Freiheit des .Handelns hatte ganz sicher die Reduktion, die Auflösung starr strukturierter Aktionsund Reaktionsnormen zur Voraussetzung“ —,

gibt der Ethologe zu verstehen, daß ein eigensinniger Kopf, wie die Menschen ihn haben, in erster Linie ein historischer Mangel ist, der ihn mit Sorge erfüllt. So wägt er ab:

„Wie jede starre Struktur haben auch die angeborenen Verhaltensweisen die Eigenschaft zu stützen“ (gut!) „und steif zu machen“ (schlecht!).

Sollte man es also mehr mit dem Menschen halten, der formbar, eben deswegen aber auch haltlos ist, oder nicht doch lieber mit dem Tier, das unflexibel, aber seines Sinnes sicher ist? Selbstverständlich ist diese Nutzen-Nachteil-Rechnung mit der „spezifisch menschlichen Freiheit“, die Lorenz hier als die verhaltenstheoretische Grunderkenntnis über den Menschen aufstellt, biologisch der reine Unsinn«, denn die Alternative «lieber gestützt und steif oder plastisch und unsicher' existiert für die Natur nicht. Was es allerdings gibt, das ist das Interesse, den Menschen als Unsicherheitsfaktor auszuschalten, und damit jener Polizeistandpunkt, von dem aus Lorenz seine Abwägung vornimmt:

„Jede neue Plastizität mußte um einen Verzicht auf Sicherheitsgrade erkaufte werden.“

Und zu diesem Standpunkt paßt natürlich aufs Schönste der ideologische Gedanke, auf dem Lorenz' gesamte Verhaltensforschung basiert: der Einfall, das Problem des Staates, die Freiheit zu kontrollieren, dem Menschen als seine einzigartige, nämlich problematische Sinnbestimmung in die Schuhe zu schieben:

„Der Preis, um den der Mensch die konstitu-tive Freiheit seines Denkens und Handelns erkaufen mußte, ist jenes Angepaßtsein an einen bestimmten Lebensraum und eine bestimmte Form des sozialen Lebens, das bei allen vor-menschlichen Lebewesen durch arteigene, ererbte Aktions- und Reaktionsnormen gesichert ist. Dieses Angepaßtsein bedeutet in sozialer Hinsicht nichts anderes als die völlige Übereinstimmung zwischen Neigung und Sollen, bedeutet jenes problemlose Leben im Paradies, das um der Früchte vom Baume der Erkenntnis willen geopfert werden mußte.“

Mit seiner Weigerung, erwachsen zu werden, hat das Tier „Mensch“ sich also den prekären Vorteil der Flexibilität und des Erkennens gegen den sicheren Nachteil des biologischen Sinnverlusts eingehandelt. Und damit ist auch schon klar, was für die menschliche Sinnsicherung verhaltenswissenschaftlich geboten ist: Der Mensch hat Verstand und Freiheit dafür einzusetzen, daß er trotzdem und unter den durch seine naturwidrige Willkür veränderten und erschwerten Bedingungen die „Übereinstimmung zwischen Neigung und Sollen“ **wiederherstellt** und das biologisch Sinnvolle vollbringt. Ja, zoologisch recht betrachtet **ist** der Verstand überhaupt nichts anderes als die Aufgabe, mit Bewußtsein in der modernen Welt **genau dasselbe** zu machen, was die Tiere von Natur tun, nämlich: alles für die Erhaltung der Art. (Darauf, daß es im Staat wie in „der“ Gesellschaft um die Erhaltung des **Lebens** geht, sind andere Ordnungsfans allerdings auch ganz ohne Verhaltensforschung gekommen. Sie haben als politische Kritiker der Menschheit, die mit ihren Leistungen Staat und Kapital nie recht zufriedenstellt, befunden, daß das Leben ein Kampf zu sein habe — und von Staats wegen dafür einiges unternommen, daß es auch nichts anderes war!) Mit solchem Einsatz hapert es jedoch, wie jeder weiß, gewaltig: Zwar war der Mensch „vor seiner eigentlichen Menschwerdung zu allermindest ebenso ‚gut‘ wie ein Wolf oder Schimpanse“, doch „er ist **nicht gut genug** für die Anforderungen der gewaltig vermehrten, anonymen Gemeinschaft späterer Kulturepochen“, in denen es eben nicht mehr genügt, bloß die nächsten Stammesgenossen „unter Einsatz seines Lebens“ zu verteidigen, sondern gleicher Einsatz für „ihm völlig unbekannte Mitmenschen“ (wie z.B. einen König oder Bundeskanzler) abverlangt wird, wozu in der Tat

„ein zusätzlicher (!) Ansporn in Form eines kategorischen ‚Du sollst‘ ... auf Schritt und Tritt (!) nötig (ist).“

So geht der Verhaltensforscher nun daran, die faschistischen Erträge seiner moralischen Tierkunde vom Menschen ausdrücklich und ausführlich breitzutreten.

Er hat keine Lust auf Mühsal

„Kein heutiger Mensch kann seine angeborenen Neigungen uneingeschränkt ausleben.“ Und das ist kein Widerspruch zu Lorenz' Komplimenten an die Tiernatur; ganz im Gegenteil. Denn:

„Zu der Zeit, als der Großteil unserer Instinkte programmiert wurde“, (durch den lieben Gott mit Hardware aus Urwald und Savanne) „die wir heute noch in uns tragen, brauchten unsere Vorfahren die Härten des Daseins nicht in ‚mannhafter‘ und ‚ritterlicher‘ Weise zu suchen“ (die Glücklichen), „denn diese drängten sich ihnen ... von selbst auf“ (damals!!). „Das dem Menschen von seinem phylogenetisch entstandenen Lust-Unlust-Mechanismus“ (für einen freien Menschen wäre Schmerz was Schönes!) „aufgezwungene“ (der Arme!) „Prinzip, allen vermeidbaren Gefahren und Energieausgaben aus dem Weg zu gehen, war damals (!!)

durchaus richtig“ (Der Autor geißelt „Die acht Todsünden der zivilisierten Menschheit“).

Ganz anders heute: Da bringt „derselbe Mechanismus“ „vernichtende (?) Fehlleistungen“ hervor:

„Die wachsende Intoleranz gegen Unlust, im Verein mit der verringerten Anziehungskraft der Lust (?), führt dazu, daß die Menschen die Fähigkeit verlieren, **saure Arbeit** (!) in solche Unternehmungen zu stecken, die erst in der späteren Folge einen Lustgewinn versprechen.“

Der Professor sieht vornehm darüber hinweg, daß ein ganzer Berufsstand seinen Namen davon hat, die „saure Arbeit“ anderer in seine (vielleicht weniger spätere Lust, auf alle Fälle aber) Gewinn versprechenden Unternehmungen zu stecken; er teilt nämlich den Standpunkt derer, die sich ständig mit einem

„ungeduldigen Verlangen nach sofortiger Befriedigung aller aufkeimenden Wünsche“ herumschlagen müssen, und agitiert daher mit den Härten und bornierten Freuden des Lebens in früheren Zeiten gegen den modernen alten Tieradam für Arbeitslust ohne Lustgewinn.

„Vor allem ist es **Freude**, die durch wehleidige Unlustvermeidung unerreichbar gemacht wird.“

Denn Wünsche werden erst dadurch schön, daß ihre Erfüllung hinausgeschoben wird; und die wahrste Freude besteht doch darin, daß der Schmerz nachläßt (kein Irrenwitz!):

„Das übertriebene Bestreben, die geringste Unlust um jeden Preis (?) zu vermeiden, (hat) zur unausbleiblichen Folge, daß bestimmte Formen des Lustgewinns, die eben auf **Kontrastwirkung** beruhen, unmöglich gemacht werden.“

Und so bringt der Mensch, weil er die Kosten seiner Lust ewig drücken möchte und darin seiner Natur in der falschen Weise folgt, sich nicht nur um die eigentlichen und tiefsten Genüsse seines Lebens —

„Dem Leide aus dem Wege gehen zu wollen, heißt sich nicht den ganzen Reichtum (!) sozialer Gefühle zu erschließen“ —; er verscherzt sich so überhaupt den ganzen biologischen Sinn seiner Existenz:

„Die heutzutage in ständigem Wachsen begriffene Unlust-Intoleranz verwandelt die **naturgewollten** (!!)

Höhen und Tiefen des menschlichen Daseins in eine künstlich planierte

Ebene."

Er ist geldgierig und hat zu viele Bedürfnisse

Dem Professor, der für sich die Kunst erfunden hat, mit Faulenzen Geld zu machen—

„Ein konstitutionell tätiger, fleißiger Mensch würde wahnsinnig werden, mutete man ihm zu, einen Sommer lang als Gans unter Gänsen zu leben, wie ich es getan habe. Ich bin ein sehr fauler Mensch" —,

ist die Arbeitslust des Volkes zu gering und seine Geldgier zu groß. Auf gut faschistisch kritisiert er die Zwänge der Konkurrenz als Eigennutz der Arbeiter:

„Man muß sich fragen, was der heutigen Menschheit größeren Schaden an ihrer Seele zufügt, die verblendende Geldgier oder die zermürende Hast."

Die Hast ist natürlich die Folge der Geldgier, weil die Menschen unvernünftigerweise „Angst“ haben, im Wettbewerb um das dickste Geld — der andererseits natürlich auch wieder etwas ganz Natürliches ist: Selektion in der Tierfamilie „Geschäftemacher“ — zu verlieren. Die Hast greift die Gesundheit des Volkskörpers an, und das ist schlimm; das Schlimmste aber kommt erst noch:

„Außer der kommerziellen intraspezifischen Selektion auf ein ständig sich verschnellendes Arbeitstempo" (einerseits arbeiten die Massen zu wenig, andererseits zu schnell — einem Verhaltensforscher kann man es auch nicht recht machen!) „ist noch ein zweiter gefährlicher Kreislaufprozeß am Werke, ... der eine progressive Steigerung der Bedürfnisse der Menschen im Gefolge hat."

Dem Professor, der sich vom Gehalt für sein konstitutionelles Faulsein alle Genüsse der modernen Welt leisten kann, sind selbstverständlich diejenigen zu gierig, die schnell und viel arbeiten müssen, um trotzdem mit einem spärlichen Akkordlohn auskommen zu müssen. Die drohende „Verweichlichung“ der vom Luxus verwöhnten Massen „beunruhigt“ einen Menschen, der mit seinen Artgenossen immer nur **ein** Problem hat — und dies auch an der richtigen Adresse vorzutragen weiß:

*„Die Luxusbildungen, ..., werden den westlichen Ländern, vor allem der USA, früher oder später dadurch zum Verderben werden, daß ihre Bevölkerung gegen die weniger verwöhnte und gesündere der östlichen Länder" (nach dem Motto ‚Gelobt sei, was hart macht‘ hat noch jeder Faschist im verabscheuten Bolschewismus Vorzüge gegenüber dem Liberalismus des Westblocks entdeckt!) „nicht mehr konkurrenzfähig" (die **ökonomische** Konkurrenz kann ja wohl kaum gemeint sein!!) „sein wird." So packt man als Nobelpreisträger die Amis bei ihrer Ehre: Wer gen Osten ziehen will, muß mehr aushalten als die dort!*

Die letzte Hoffnung für die Evolution: Äffische Begeisterung für den ethischen Höchstwert eines Menschheitskrieges

Folgerichtig spitzen sich auch Lorenz' anderen zahlreichen Klagen — die Kinder parieren nicht mehr, die Inder werden nicht an endloser Vermehrung gehindert, die Menschen folgen den falschen Demagogen usw. — auf die eine Frage zu: Kann man mit den heutigen Menschen noch einen anständigen Krieg führen? Oder andersherum: Kann es, noch gelingen, ein Stagnieren der Evolution zu vermeiden und, nachdem und obwohl der Mensch mit seinem unseligen Verstand „alle selektiven

Faktoren ... ausgeschaltet" hat, trotzdem eine gescheite Selektion, also eine biologisch sinnvolle Elimination unter den Menschen zu etablieren, auf daß die Art erhalten bleibe?

Gott sei Dank, noch gibt es Rat: Die Natur läßt auch die ihr entfremdeten Menschenkinder nicht ganz im Stich. Noch existiert nämlich, von Schimpansenzeiten her, ein natürliches „*Gefühl für Werte*“, das, in die zweckdienliche Richtung gelenkt, den Kampf für den wahren Fortschritt der Menschheit kräftig anheizen könnte:

„Wir wollen uns unumwunden eingestehen, daß es ein wunderschönes Erlebnis ist, vom .heiligen' Schauer überlaufen die Nationalhymne zu singen, und es ist leicht, zu vergessen, daß der Schauer ein Sträuben des alten Schimpansenpelzes ist und daß die gesamte Reaktion grundsätzlich gegen irgendeinen Feind gerichtet ist, und vor allem ... dieser Feind stets eine Gemeinschaft von Menschen ist, die sich genauso begeistert zur Verteidigung (?) ihrer Sozietät verpflichtet fühlt“ (das macht einen Angriff natürlich riskant, was man besser nicht vergessen sollte). *„Der sicher vorhandene soziale und im tiefsten Sinne des Wortes **ethische** Wert, der in der einigenden Wirkung der in Rede stehenden Reaktion des Menschen liegt, wird der Menschheit erst dann zugänglich werden, wenn wir es gelernt haben, in das .Schema' des Feindes nicht eine dem Demagogen beliebige (!) Gruppe von Men-schen, sondern die wirklich (!) die Menschheit bedrohenden Gefahren einzusetzen“* (Marsmenschen?).

Nicht daß unser nobelpreisgekrönter Tier- und Menschenfreund umstandslos für einen bewaffneten Überfall seines Heimatlandes auf einen der roten Brüder im Osten einträte; in dem Punkt hat er sich die Gedanken der für so etwas zuständigen Staatsmänner gemacht und herausgefunden,

„daß der Krieg nicht mehr zweckmäßig ist“ --

schon gar nicht für Österreich, das lieber froh sein soll, im System des Weltimperialismus seine ökologische Wintersportnische gefunden zu haben. Von höherer Warte: **als Wissenschaftler** spekuliert er mit dem und auf den eliminations- und selektionsintensiven, daher arterhalteriden Nutzen jener „*Reaktion*“, die dem Menschen den „*im tiefsten Sinne des Wortes ethischen Wert*“ eines großen Völkerkampfes erschließen würde; vorausgesetzt nur, es gelingt, ihn unter dem Titel eines Feldzugs gegen „*die wirklich die Menschheitbedrohenden Gefahren*“ zu führen — was den für so etwas zuständigen Volksführern bislang noch jedesmal gelungen ist.

Postskript

Verfehlt wäre es, darauf herumzureiten, daß Konrad Lorenz es mitten im Nationalsozialismus zum Professor brachte, zumal sich nachträglich ja herausgestellt hat, daß die ungebildeten Nazis auf ähnliche Weise manchen ihrer Gegner förderten. Und unfair wäre solche Krittelei ohnehin; denn der aufgeklärte Zoologe hat nichts gegen die Juden und Neger in ihrer Eigenart, schätzt selbst die Homosexuellen angesichts drohender Übervölkerung und weiß: *„Hitlers Erfolg in Deutschland ist der Beweis eines gefährlichen Mangels an Idealen, für die man eintreten kann.“* Mit Konrad Lorenz läßt sich also auch und gerade heute noch Staat machen; und wenn er völlig überzeugend den Eindruck erweckt, er sei ein Faschist, dann doch bloß deshalb, weil er als echter Naturfreund so einen geraden, offenen Charakter hat, der sich die Probleme des demokratischen Staatslebens ohne viel wenn und aber zu Herzen nimmt. Dies dürfen wir nicht zuletzt dem Schluß jenes Briefes an Donald (nicht die Ente, sondern den Psychologen) Campbell entnehmen, in dem dieser große Mann sein Herz öffnet und ausspricht, worum es ihm im Innersten zu tun ist: *„Kein lebendiges System kann jemals ohne Elimination existieren, wie menschlich es (?) auch gehandhabt werden mag, und wie sehr man sich bemüht, es (?) nicht als Strafmaßnahme erscheinen (!) zu lassen. Ich kenne Wissenschaftler, für die es (?) schmerzhafter ist als Zähneziehen. Wir wissen, daß die (!) Entwicklung auf ihrem Weg aufwärts*

*stehen bleibt und rückwärts schreitet, wenn die schöpferische" (wer schöpft denn da?) „Selektion aufhört zu funktionieren. Der Mensch hat alle selektiven Faktoren **außer seinem eignen nicht vernunftgemäßen Gefühl für Werte** ausgeschaltet. Wir müssen lernen, uns darauf zu verlassen. Herzlichst (!) Ihr Konrad."*